

70 JAHRE NACH DER AUSCHWITZ-BEFREIUNG: GEDENKEN AN DIE OPFER DES NATIONALSOZIALISMUS



Stilles Gedenken im ehemaligen Vernichtungslager Auschwitz, dem Symbol für den millionenfachen Mord an den europäischen Juden.

FOTO: ACTION PRESS

Eine Liebe in Theresienstadt

Im KZ Theresienstadt, wo Tausende Juden ihr Leben verloren haben, trägt sich zur NS-Zeit eine unwirkliche Liebesgeschichte zu. Es ist die Geschichte der gebürtigen Bremerin Inge Berger, die im Lager ihren Mann kennenlernt und das KZ überlebt. Ein Empfang im Rathaus, der gestern kein gewöhnlicher war.

VON ALEXANDER TIETZ

Inge Berger ist 90 Jahre alt. Eigentlich wollte die gebürtige Bremerin die beschwerliche Reise aus New York antreten. Sie wollte persönlich im Rathaus erscheinen, erzählen, was sie im Konzentrationslager Theresienstadt erlebte, wie sie die Hölle überstand und welch wundersame Wendung ihr Leben an diesem absehbaren Ort nahm. Doch der eingeladene Ehrengast – er war nicht da.

Ihre Tochter Ruth Bahar weiß, warum ihre Mutter die Reise nicht antreten wollte, nicht antreten konnte: „Es ist zu emotional für sie“, sagt Bahar. Noch immer seien die Eindrücke aus Theresienstadt frisch. Obwohl sie nicht da war – ein Teil von ihr war beim Empfang im Rathaus, ein Resultat der Liebe, die sie in Theresienstadt entdeckt hatte. Es sind Tochter Ruth Bahar und Enkelin Elise Garibaldi, die gestern Abend in der Oberen Rathaushalle stehen, vor etwa 300 Gästen, und anlässlich des 70. Jahrestages der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz über die Überlebensgeschichte ihrer Mutter reden.

Manche Geschichten, so Ruth Bahar, erzähle ihre Mutter unter Tränen, manche wiederum mit Gelassenheit. Die Beziehung zwischen Inge Berger und ihrer Cousine Ruth Cohen ist so eine Geschichte, bei

der ihrer Mutter die Tränen kommen. Es sind die 30er-Jahre in Bremen. Inge Berger, damals geborene Katz, wächst in einer jüdischen Familie in der Neustadt auf. Der Vater, Carl Katz, ist erfolgreicher Geschäftsmann und betreibt eine Großhandlung für Rohprodukte. Er ist zudem im Vorstand der Israelitischen Gemeinde in Bremen. Inge Berger wohnt damals in der Isarsstraße 33.

In der Nähe, ein paar Häuserblocks weiter, lebt ihre Cousine Ruth. Sie gehen zusammen zur Schule, träumen davon, Schneiderin zu werden. Mit der Zeit fällt jedoch die Propaganda des NS-Regimes immer weiter in das Leben der Familie ein. Inge Berger und ihre Cousine erleben, wie sie in der Schule in die letzte Bankreihe versetzt werden. Im Geschichtsunterricht lernen sie, warum Juden Unheil über das deutsche Volk bringen.

Jahre danach, am 18. November 1941, wird Ruth mit ihren Eltern schließlich nach Minsk deportiert. Inge bleibt in Bremen, da sie als Tochter von Carl Katz, der zwischen Juden und den NS-Vertretern vermittelt, verschont wird. Am Bremer Hauptbahnhof ahnen Inge und Ruth nicht, dass in den Ghettos in Minsk und Riga eine Massenerschießung droht. Inge Berger soll Ruth Cohen ein Stück Brot gegeben haben – und gesagt haben: „Mach dir keine Sorgen. Wir sehen uns bald wieder.“

Ruth Cohen stirbt. Neben ihr haben Millionen Menschen ihr Leben verloren. Im Rathaus spricht Bürgermeister Jens Böhrnsen 70 Jahre nach der Befreiung des Vernichtungslagers Auschwitz von einem Verbrechen „jenseits ethischer Schranken“. Wichtig sei, die Gräueltaten in Erinnerung zu behalten. Doch die Kultur der Erinne-

rung, so der SPD-Politiker, verflüchtige sich.

Nach einer Umfrage der Bertelsmannstiftung wollen 58 Prozent der Deutschen einen Schlussstrich unter die NS-Vergangenheit ziehen. Hinzukommt, dass 48 Prozent der Befragten eine schlechte Meinung über Israel haben. Bürgermeister Böhrnsen spricht von einer gefährlichen Tendenz, der entgegengetreten werden müsse. Über allem stünden derzeit die schlimmen Ereignisse in Frankreich. Der Überfall auf einen koscheren Supermarkt dürfe „nirgendwo auf der Welt eine Begründung finden“.

Hermann Kuhn, Vorsitzender der Deutsch-Israelischen Gesellschaft Bremen, spricht wenige Minuten nach dem Bürgermeister. Er sagt, die Anwesenheit von Ruth Bahar und Elise Garibaldi, ja ihre Existenz, seien ein „Triumph über Hitler.“

Inge Berger hat die NS-Zeit überlebt, obwohl zunächst wenig dafür sprach. Im Jahr 1942 wird sie mit Vater Carl, Großmutter

Rosa und Mutter Marianne nach Theresienstadt gebracht. Ihre Großmutter stirbt ausgehungert und krank bereits zwei Wochen nach der Ankunft. Leichen werden täglich auf Holzwagen gekarrt. Pro Person gibt es nur ein Brot für drei Tage zu essen.

Inge Berger ist mit 18 Jahren im Vergleich zu anderen Gefangenen gesund und stark. Sie wird im Büro des Lagers beschäftigt. Sie listet auf, wie viele Juden gestorben sind, führt Buch über das, was die Offiziere anrichten. Ebenso näht sie Uniformen für Soldaten. Eine Arbeit, die sie am Leben hält. Kurze Zeit später lernt sie einen Mann aus der Tschechoslowakei kennen. Er heißt Schmuël Berger, ebenfalls Jude und Gefangener in Theresienstadt. Sie verlieben sich ineinander, geben sich das Wort, in Bremen ein gemeinsames Leben zu beginnen.

Doch das Glück muss warten. Während Inge, ihr Vater und ihre Mutter von russischen Streitkräften aus dem Lager befreit werden, wird Schmuël Berger kurz zuvor nach Dachau transportiert. Durch einen Zufall, einen Bombenhagel, der auf dem Zug niedergeht, entkommt er und wird von alliierten Soldaten entdeckt. Kurze Zeit später fährt er als freier Mann nach Bremen und sucht nach seiner verlorenen Liebe.

Ein halbes Jahr vergeht. Dann findet er sie und klingelt an ihrer Tür. Später wandern sie aus, nach New York, um mit dem Nationalsozialismus abzuschließen. Mehr als ein halbes Jahrhundert danach, sagt Tochter Ruth Bahar: „Die Liebe zu ihm hat meine Mutter in Theresienstadt am Leben gehalten.“ Schmuël Berger, der sich später Sam nannte, lebt seit wenigen Jahren nicht mehr. „Das Leben meiner Eltern“, so die 63-jährige Bahar, „war durch den späten Tod meines Vaters ein langes und glückliches“.



Ruth Bahar berichtet über das Leben ihrer Mutter Inge Berger. FOTO: CHRISTINA KUHAUPT

Konzerte und Andachten

Bremen-Hannover (wk). Auch in Bremen-Nord und im Bremer Umland wurde mit zahlreichen Veranstaltungen die Erinnerung an die Opfer des NS-Regimes wachgehalten. So fand im Worsweder Rathaus ein Gedenkkonzert statt. Mit dem Cellisten und Komponisten Don Jaffé, jüdischer Herkunft und 1933 geboren, war ein Zeitzeuge im Künstlerdorf zu Gast, der über den Holocaust berichtete. Dazu gab es eine Lesung von Anning Lehmanns, die ein Buch über in Worswede lebende Juden verfasst hat, sowie eine Cello-Suite unter dem Titel „Shoa“ – von Don Jaffé komponiert und von dessen Sohn Roman vorgetragen.

In Lilienthal legten Bürgermeister Willy Hollatz, die Kulturamtsleiterin Antke Bornemann und die Heimatvereinsmitglieder Harald Kühn und Peter Richter zur Erinnerung an das Schicksal der jüdischen Fotografenfamilie Frank weiße Lilien und Rosen nieder.

In der Gemeinde Weyhe haben Musikschüler unter dem Titel „Imagine All The People... – Songs für eine bunte Welt“ einen Konzertabend mit Eigenkompositionen gestaltet. In Delmenhorst hat das städtische Kulturbüro die Wanderausstellung „entwertet. ausgegrenzt. getötet.“ ins Rathaus geholt. Sie ist gestern Abend im Rahmen einer Gedenkveranstaltung eröffnet worden und wird bis zum 10. Februar gezeigt. Die Schau thematisiert Medizinverbrechen an Bremer Kindern und Jugendlichen, die in der Nazi-Zeit als „lebensunwert“ eingestuft und in Pflege- und Erziehungsanstalten getötet wurden.

In Verden sprachen Pastor Lueder Möhring von der Domkirchengemeinde und Bürgermeister Lutz Brockmann in einer Feierstunde am Mahnmahl für die jüdischen Opfer an der Ritterstraße. Die evangelisch-reformierte Kirchengemeinde Rönnebeck/Farge hatte zu einer Andacht am ehemaligen U-Boot-Bunker „Valentin“ geladen. Der „Denkort Bunker Valentin“ soll künftig an die Qualen der Zwangsarbeiter auf der Bunkerbaustelle erinnern.

Bei der Gedenkstätte im Niedersächsischen Landtag in Hannover hat Landtagspräsident Bernd Busemann vor einem Vergessen der Nazi-Verbrechen gewarnt. Es bestehe „die Gefahr, dass die Erinnerung verblasst, dass sie zum kalten Ritual erstarrt.“ Eine Kultur des lebendigen Gedenkens an das Geschehen zwischen 1933 und 1945 sei die beste Versicherung gegen Völkerverhass und Totalitarismus. Den Gedenkstätten käme dabei wegen der „naturgemäß weniger werdenden Zahl von Zeitzeugen“ eine besondere Bedeutung zu.



Andacht am Mahnmahl des ehemaligen U-Boot-Bunkers „Valentin“. FOTO: CHRISTIAN KOSAK

Erinnern ist nicht genug – Überlebende beschwören die Welt

VON THOMAS LANIG UND EVA KRAFczyk

Auschwitz. Bundespräsident Joachim Gauck war gerade angekommen in Oswiecim, dem Ort, den Welt als Auschwitz kennt. Er war durch Schneematsch gestapft und hatte Platz genommen im riesigen Zelt, das Staatsgäste und Zeitzeugen vor Kälte und Nieselregen schützte. Der polnische Präsident Bronislaw Komorowski ergriff das Wort, der einzige Politiker, der an diesem Nachmittag sprechen sollte, und er bezog sich nicht nur auf die Vergangenheit.

„Erinnern wir uns daran, wozu der Bruch internationalen Rechts auf Selbstbestimmung von Nationen führt“, sagte Komorowski – und niemand konnte missverstehen, was der Pole meinte: Russland und den Konflikt in der Ukraine.

Es waren Soldaten der Roten Armee, die am 27. Januar 1945 das deutsche Vernichtungslager Auschwitz befreiten, wo über eine Million Menschen ermordet wurden. Ausdrücklich sprach Komorowski von Dankbarkeit und Wertschätzung dieser Soldaten, die ihr Bestes taten, die dem Tode nahen Häftlinge zu retten.

Der russische Präsident Wladimir Putin war nicht unter den Staats- und Regierungschefs, die des historischen Ereignisses gedenkten. Nicht eingeladen, wie der Kreml behauptet – einfach nicht gekommen, wie die Polen meinen. Putin war der große Absender des Gedenkens. Dabei war aber der ukrainische Präsident Petro Poroschenko. Die Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau, die die Feier organisierte, hat nach eigenen Angaben keine Staats- und Regierungschefs eingeladen. Es sei jedem freigestellt, zu kommen, hieß es.

Und doch konnten die internationalen Krisen das Gedenken nicht überschatten, denn drei Überlebende legten Zeugnis ab, Halina Birenbaum, Kazimierz Albin und Roman Kent. Die Politiker schwiegen. „Erinnern ist nicht genug“, sagte Kent unter Tränen. „Wir müssen unsere Kinder Toleranz und Verständnis lehren“. Hass sei niemals richtig. „Und Liebe niemals falsch.“

Wenige Stunden zuvor hatte Gauck im Bundestag gesprochen. Gedenktage könnten zu einem Ritual erstarren, sagte er da. Zu einer leeren Hülle, gefüllt mit den stets gleichen Beschwörungsformeln. Doch das geschah in Auschwitz nicht. Gauck hatte im Bundestag gesagt, was aus seiner Sicht zu sagen ist. Dass es eine „zweite Schuld“ der Deutschen gegeben habe, weil sie sich der Aufarbeitung der Nazi-Verbrechen lange Zeit nicht gestellt und der Entschädigung für die Opfer lange verweigert hätten. „Diese zweite Schuld gab es in Deutschland zwei Mal – in der früheren Bundesrepublik wie auch in der DDR.“ Und das Staatsoberhaupt

fügte hinzu: „Es gibt keine deutsche Identität ohne Auschwitz.“

Doch Erinnern allein sei nicht genug, sagte auch Gauck, „denn aus dem Erinnern ergibt sich ein Auftrag“. Mindestens zwei solcher Aufträge formulierte der Bundespräsident und folgte dabei den Schwerpunkten seiner fast dreijährigen Amtszeit.

Aus Erinnerung erwächst Verantwortung, sagte er, vor allem dafür, dass Völkermord und Kriegsverbrechen möglichst durch rechtzeitige Prävention verhindert werden. Er nannte Kambodscha, Ruanda, Srebrenica, auch Syrien und den Irak. Die zweite Botschaft betrifft die Gesellschaft und die aktuelle Debatte noch direkter. Die Deutschen müssten sich „jeder Art von Ausgrenzung und Gewalt entgegenstellen, und jenen, die vor Verfolgung, Krieg und Terror zu uns flüchten, eine sichere Heimstätte bieten“. In Tagen, in denen Fremdenfeinde und Islamkritiker die innenpolitische Debatte prägen, ist dies – Stichwort Pegida – eine klare Ansage.

Dass Deutschland vielleicht noch mehr als andere Länder unter Beobachtung steht, was Antisemitismus und Fremdenhass angeht, unterstrich Ronald Lauder, der Präsident des Jüdischen Weltkongresses. Juden seien wieder Ziel von Hass und Gewalt, sagte er, „in Paris, Budapest, London, sogar Berlin.“



Nach der offiziellen Zeremonie in Auschwitz stellte Bundespräsident Joachim Gauck zum Gedenken an die Opfer eine Kerze auf. FOTO: AFP